

SÜDWESTRUNDFUNK
SWR2 Wissen - Manuskriptdienst

„Die Gesellschaft des Weniger“
Der Niedergang des Sozialen und die Ratlosigkeit der Soziologie
Aus der Reihe: Schauplatz

Autor: Robert Kurz
Redaktion: Jürgen von Esenwein
Regie: Günter Maurer
Sendung: Montag, 06. Oktober 2003, 8.30 Uhr, SWR 2
Wiederholung: Freitag, 10. Februar 2006, 8.30 Uhr, SWR 2

Entdecken Sie den SWR2 RadioClub!

Lernen Sie das Radioprogramm SWR2 und den SWR2 RadioClub näher kennen! Fordern Sie unverbindlich und kostenlos das aktuelle SWR2-Programmheft und das Magazin des SWR2 RadioClubs an.

SWR2 RadioClub-Mitglieder profitieren u.a. von deutlichen Rabatten bei zahlreichen Kulturpartnern und allen SWR2-Veranstaltungen sowie beim Kauf von Musik- und Wort-CDs. Selbstverständlich erhalten Sie auch umfassende Programm- und Hintergrundinformationen zu SWR2. Per E-Mail: radioclub@swr2.de; per Telefon: 01805/929222 (12c/Minute); per Post: SWR2 RadioClub, 76522 Baden-Baden (Stichwort: Gratisvorstellung) oder über das Internet: www.swr2.de/radioclub.

Ansagerin
Sprecherin
Sprecher

Zitator

Zitator:

„Es gibt einen Zwang zum Weniger. Und wie wir mit diesem Weniger umgehen, müssen wir eben zunehmend selbst entscheiden, nach unserer eigenen Kenntnis- und Finanzlage... . Heute ahnen Eltern, dass es ihren Kindern vermutlich nicht besser, sondern schlechter gehen wird. Umso mehr beschäftigen sie sich mit deren Zukunft Über die Gesellschaft des Weniger hat kaum jemand nachgedacht. Da muss auch die Soziologie passen Selten ist die Soziologie fantasievoller als die Gesellschaft. “

Sprecherin:

Diese These des Soziologen Ulrich Beck, geäußert in einem Interview in der Wochenzeitung „DIE ZEIT“ im August 2003, lässt Ratlosigkeit erkennen.

AnsagerIn:

„„Die Gesellschaft des Weniger“. Der Niedergang des Sozialen und die Ratlosigkeit der Soziologie“. Eine Sendung von Robert Kurz.

Sprecherin:

Die Sozialwissenschaften wissen offenbar nicht mehr weiter. Noch vor nicht allzu langer Zeit hatte es ganz anders geklungen. Zwar kreierte Ulrich Beck schon Mitte der 80er Jahre den Begriff der „Risikogesellschaft“, so der Titel seines bekanntesten Buches. Aber darin sah er vor allem Chancen und Möglichkeiten für den Einzelnen, sein Leben bewusst selbst zu gestalten, also ein Mehr an Freiheit zu gewinnen.

Sprecher:

Heute hat sich vielfach die erhoffte Freiheit der Lebensplanung in Zukunftsangst verwandelt. Und oft sind die Gründe nachvollziehbar. Die Soziologie war phantasievoll, solange es mit der Marktwirtschaft immer weiter voranzugehen schien. Da wurde eine Zukunftsgesellschaft nach der anderen erfunden: die Dienstleistungsgesellschaft, die Freizeitgesellschaft, die Informations- und die Wissensgesellschaft. Die Risikogesellschaft klang schon ein wenig bedrohlicher, aber Ulrich Beck sah trotz aller Gefahren überall das Wirken der „Gegengifte“, so der Titel eines weiteren Buches von ihm. Der Zukunftsoptimismus, der in allen Risiken zuerst die Chancen sehen wollte, hatte allerdings eine klammheimliche Voraussetzung. Denn welche neue Gesellschaft soziologische Phantasie auch immer aus dem Ärmel zog, stets war die stumme Bedingung enthalten, dass es sich um eine Gesellschaft des Mehr handeln musste. Die Phantasie entweicht wie die Luft aus einem angestochenen Ballon, wenn plötzlich eine „Gesellschaft des Weniger“ auf die Tagesordnung gesetzt wird.

Sprecherin:

„Weniger“ gut und schön, aber weniger von was? Weniger Werbung in den Medien, weniger Informationsmüll, weniger Nullaussagen der Politiker, weniger Lobbyismus? Darauf wird man lange warten und wohl vergeblich warten. Weniger Militärinterventionen, weniger Streubomben, weniger Hungertote in der Dritten Welt? Weniger Klimakillerfaktoren? Vergessen wir es. Weniger Wachstum, weniger Export, weniger Produktivitätssteigerung? Gott behüte uns. In Wahrheit ist die weltumspannende totale Marktwirtschaft eine Gesellschaft des unersättlichen Mehr. Und zwar strukturell, wie man so schön sagt. Es ist eine Gesellschaft mit einem eingebauten automatischen Imperativ der Ökonomie, der permanente Erweiterung, Erhöhung und Beschleunigung verlangt. Dieser ökonomische Imperativ hat auf alle Lebensbereiche abgefärbt. Wir denken in Wachstumsraten, Leistungssteigerungen, Weltrekorden. Ein Weniger ist da nicht vorgesehen.

Sprecher:

In optimistischeren Zeiten gab es schon einmal einen treuherzigen Diskurs über eine Gesellschaft des Weniger, über Selbstbescheidung, generösen Verzicht und Entschleunigung. Wir sollten doch dankbar sein für das Erreichte, ein wenig mehr an die Menschen in der Dritten Welt denken, unsere Lebensweise ändern, etwas weniger Ressourcen verbrauchen und etwas weniger Fleisch essen. Das war aber bloß ein Luxusdiskurs der Satten. Es wurde so getan, als ob es nicht um strukturelle Zwänge ginge, sondern um unsere persönliche Moral. Aber es ist eine gesellschaftliche Lebenslüge, wenn man über eine Änderung der Lebensweise räsoniert, aber nicht im Traum daran denkt, die ökonomische Produktionsweise zu ändern. Die Lebensweise folgt der Produktionsweise, nicht umgekehrt. Entsprechend bescheiden fielen die sozialökologischen Lebensreformen aus. Kaffee aus dem Eine-Welt-Laden zum Solidaritätspreis, öfter mal vegetarische Kost, mit dem Fahrrad zur Arbeit statt mit dem Zweitauto. Und ein bisschen private Mülltrennung, während gesellschaftlich bis heute nicht mal das Dosenpfand richtig funktioniert.

Sprecherin:

Das ökologische Weniger fand auf der Basis des ökonomischen Mehr statt, und deswegen war es unernsthaft; eine Art Mittelstandshobby, aber keine gesellschaftliche Umwälzung. In den 90er Jahren wurde das alles sowieso nicht mehr so wichtig genommen. Ulrich Becks individualisierte Lebensplaner, die ihre Biografie inszenierten, hatten keine Zeit mehr für andere Welten jenseits ihrer Nasenspitze – weder für die Umwelt noch für die Dritte Welt. Sie wuchsen in die virtuelle Welt des Finanzblasen-Kapitalismus hinein, in der das ökonomische Mehr nicht nur zur Alltagsreligion wurde, sondern auch völlig mühelos von Rekord zu Rekord zu eilen schien.

Sprecher:

Die Landung war eine harte. Die Seifenblasen des neuen Finanzkapitalismus sind geplatzt, die virtualisierte New Economy hat sich selbst gelöscht und nichts als gewaltige Schuldenberge, entzauberte Dot-Com-Unternehmer, Börsen-Stars und eine ruinierte Gründergeneration hinterlassen. Nachdem der Rauch der Großpleiten, Finanzkräche und Kursstürze sich ein wenig verzogen hat,

wird gewissermaßen die Ruine der Wachstumsgesellschaft sichtbar. Der Begriff des Weniger beginnt sich nun grundsätzlich zu verschieben, wie der Ökonom und Krisentheoretiker Norbert Trenkle meint:

Norbert Trenkle

„Es gibt da einen grundsätzlichen Unterschied zwischen dem sogenannten Weniger, was in der gegenwärtigen ökonomischen Krise gefordert wird von den verschiedensten Meinungsführern und dem Weniger, was in der Hochzeit des ökologischen Bewusstseins in den 80er Jahren gefordert wurde. Dieses Weniger in den 80er Jahren bezog sich ja auf bestimmte Qualitäten, also etwa weniger Flugbenzin verbrauchen, weniger Treibstoff überhaupt verbrauchen, weniger Gifte, weniger Umweltzerstörung im allgemeinen, also qualitative Aspekte. Aber was heute passiert, ist, dass genau diese qualitativen Aspekte vollkommen weggebügelt werden, und das Weniger, was jetzt allseits gefordert wird, heißt nichts anderes, als dass massenhaft Menschen nicht mehr ihre Bedürfnisse befriedigen können, dass Menschen sich eben nicht mehr den Zahnersatz leisten können, dass Menschen sich nicht mehr den Krankenhausaufenthalt leisten können, das hat ja mit einer qualitativen Orientierung überhaupt nichts zu tun, sondern pauschal, jeder, der nicht das nötige Geld hat, kann sich eben die Befriedigung seiner Bedürfnisse nicht mehr leisten.

Sprecherin:

Die Ökonomie soll sich gesundschrumpfen, wie es im Wirtschaftsjargon heißt. Aber paradoxerweise geschieht das gerade, um den Imperativ des abstrakten Mehr zu erhalten. Betriebswirtschaftliche Gewinnmaximierung bleibt das Prinzip, nur eben auf verkleinerter Basis. Damit die Gesellschaft des ökonomischen Mehr erhalten bleibt, wird eine Gesellschaft des sozialen und ökologischen Weniger verordnet. Mehr Export und weniger Lohn, mehr Porsche und weniger Brot für die Welt, mehr Privatisierung und weniger ökologische Auflagen für Investoren, mehr Steuerbefreiung für Großverdiener und weniger Sozialhilfe.

Sprecher:

Alle müssten die Last mittragen, so heißt es. Aber da wird mit ungleichem Maß gemessen. Eine Nullrunde bei den Gehältern der Minister und Staatssekretäre tut niemandem weh, aber eine Nullrunde bei den Kleinrentnern bedeutet angesichts steigender Mieten und Lebensmittelpreise wachsende Altersarmut. Und eine Kürzung von Arbeitslosengeld und Sozialhilfe kann bedeuten, dass Kinder am Monatsende hungern müssen. Diplom-Pädagoge Bernd Eckhardt vom Ökumenischen Arbeitslosen-Zentrum, einer gemeinsamen Einrichtung kirchlicher Sozialdienste in verschiedenen bayerischen Städten, klagt über eine gefährliche soziale Schieflage des Gerechtigkeits-Diskurses und ist deshalb der Ansicht:

Bernd Eckhardt

“dass die Verteilungsgerechtigkeit, die mal ursprünglich in den 60er, 70er Jahren eine sehr große Rolle gespielt hat, die Umverteilung, dass die

vollkommen diskreditiert wird, praktisch als ideologischer Müll angesehen wird. Stattdessen wird gesagt, wichtig ist Chancengerechtigkeit. Die wird im Prinzip nur behauptet, so als könne jeder was daraus machen, individualisiert in der Gesellschaft, auf der anderen Seite ist es ja so, das hat auch die Pisa-Studie belegt, dass die Chancen und die Mobilität die soziale Mobilität in Deutschland sehr gering ist, also Chancen von beispielsweise Migrantinnen mit Hauptschulabschluss sind sehr schlecht und sie werden auch wenig gefördert hier im Vergleich zu anderen Ländern, also es gibt Riesendefizite im Bereich der Chancengerechtigkeit, und der Verteilungsgerechtigkeit, auf der anderen Seite wird halt ein ganz schillernder Leistungsbegriff aufgebaut, den man sich erst klar machen kann, wenn man sagt, wer soll in Zukunft mehr haben und wer weniger“.

Sprecherin:

Die neue ‚Gesellschaft des Weniger‘ tut so, als müssten alle nur ein paar überflüssige Pfunde abspecken, als ginge es nur um notwendigen Verzicht auf keinesfalls lebensnotwendige Dinge. Aber die Belastung der Oberen ist bloß symbolisch und kosmetisch, um populistische Instinkte zu befriedigen. Hart gespart und tief eingeschnitten wird – so der allgemeine Eindruck - allein bei den Unteren, bei den Kommunen, bei den Lohnarbeitern, Arbeitslosen und sozial Schwachen. Und da geht es allmählich auch an das Lebensnotwendige, wenn man darunter mehr versteht als bloß das physische Überleben.

Sprecher:

Das ist aber noch nicht alles, und damit allein ist der gesellschaftliche Pessimismus nicht zu erklären. Der Zeitgeist kann ja durchaus optimistisch sein, selbst dann, wenn es einigen Leuten schlechter geht. Eine neue Armut gab es auch schon in den 80er Jahren, aber das war eben eine Randerscheinung. Jetzt aber wird ganz unten gekürzt, um auch in der Mitte kürzen zu können. Warum die Soziologie nicht mehr optimistisch und phantasievoll ist, lässt sich an einem ihrer beliebten bildhaften Vergleiche erkennen, dem des *Fahrstuhls*. 1986 schrieb Ulrich Beck in seiner „Risikogesellschaft“:

Zitator:

„Dies ist meine These: Auf der einen Seite sind die Relationen sozialer Ungleichheit in der Nachkriegsentwicklung der Bundesrepublik weitgehend konstant geblieben. Auf der anderen Seite haben sich die Lebensbedingungen der Bevölkerung radikal verändert. Die Besonderheit der sozialstrukturellen Entwicklung in der Bundesrepublik ist der *Fahrstuhl-Effekt*: die „Klassengesellschaft“ wird *insgesamt* eine Etage höher gefahren. Es gibt – bei allen sich neu einpendelnden oder durchgehaltenen Ungleichheiten – ein kollektives Mehr an Einkommen, Bildung, Mobilität, Recht, Wissenschaft, Massenkonsum Lebenszeit, Arbeitszeit, Arbeitseinkommen – diese drei Komponenten haben sich mit der Entwicklung der Bundesrepublik grundlegend zugunsten einer Entfaltung der Lebenschancen verschoben Mehr Lebenszeit insgesamt, weniger Erwerbsarbeitszeit und mehr finanzieller

Spielraum – dies sind die Eckpfeiler, in denen sich der „Fahrstuhl-Effekt“ im biographischen Lebenszuschnitt der Menschen ausdrückt.“

Sprecherin:

Das ökonomische Mehr der Kapitalverwertung warf damals noch genügend Masse ab, um den sozialen Fahrstuhl der ganzen Gesellschaft nach oben zu bewegen. Für die einen gab es mehr Zugewinn, für die anderen weniger, aber für die meisten ging es aufwärts. Ein Jahrzehnt später hatte sich die Lage bereits grundsätzlich verändert. Das Bild vom Fahrstuhl musste differenziert werden. Ulrich Becks liberal denkender Kollege Ralf Dahrendorf beschrieb 1999, noch auf dem Höhepunkt der Finanzblasen-Konjunktur, in einem Aufsatz die neue Situation des sozialen Fahrstuhl-Effekts:

Zitator:

„(Es) entstehen zwei Welten, eine der Chancen und eine des Ausschlusses Die im Wolkenkratzer der Möglichkeiten Angekommenen mögen es nicht bis zur Spitze schaffen; die Spitze ist heutzutage weit weg für die Mehrheit Aber während manche Fahrstühle nur bis zum 10. Stock fahren und andere erst im 50. beginnen, gibt es doch für alle eine Fahrt nach oben. Dann aber sind da diejenigen, die nicht einmal das Erdgeschoss des Hochhauses der Möglichkeiten erreichen. Sie bleiben draußen auf der Straße“

Sprecher:

Das Bild vom Fahrstuhl ist nicht mehr einheitlich. Es gibt bei Dahrendorf keinen gemeinsamen Fahrstuhl mehr, in dem alle nach oben fahren und nur in unterschiedlichen Stockwerken aussteigen. Stattdessen werden die höheren sozialen Segmente von den niedrigeren abgeschottet; sie haben ihre eigenen Aufzüge, die für die anderen nicht mehr zugänglich sind. Darin spiegelt sich die Entkoppelung des globalisierten Kapitals von den Lebensbahnen der Normalmenschen und Durchschnittsverdiener. Die wichtigste Veränderung besteht aber darin, dass „alle“ nicht mehr wirklich alle sind. „Alle“, das sind nur noch diejenigen, die überhaupt an die Fahrstuhlschächte herankommen. Wer das nicht mehr schafft und draußen auf der Straße bleiben muss, der gehört nicht mehr zu „allen“, sondern er gehört zu den Niemanden, den Nicht-Personen, den Herausgefallenen. Aber auch das ist nur die Momentaufnahme einer bereits wieder vergangenen Situation. Der Ulrich Beck des Jahres 2003 greift sein ursprüngliches Bild vom „Fahrstuhl-Effekt“ wieder auf, allerdings in entgegengesetzter Richtung:

Zitator:

„Bis in die achtziger Jahre fuhr unsere Gesellschaft in einem Fahrstuhl nach oben. Die Ungleichheiten blieben zwar bestehen, aber es ging für alle aufwärts, und damit war eine Fülle von Perspektiven verbunden. Wir hatten alle beruflichen Möglichkeiten, eroberten uns als Touristen die Welt, alles schien Chance zu sein. Aber jetzt, am Beginn des 21. Jahrhunderts, drohen überall in der Welt Gefahren – und der große Fahrstuhl fährt nach unten“.

Sprecherin:

„Alle“, dieser Eindruck drängt sich zunehmend auf, sind derzeit noch viel weniger als zuvor wirklich alle. Ein winziger Sektor ganz oben ist dem Rest der Gesellschaft so weit entrückt wie nie zuvor. Im Profifußball nennt man die Superstars die „Galaktiker“. Als soziale Wesen spielen sie eigentlich nicht mehr in derselben Liga wie ihre Mannschaftskollegen. Solche „Galaktiker“ sind auch die Spitzenmanager, die Größen des Show-Business oder die Gurus der Wissenschafts-Szene. Eliten, Spitzenkräfte und Stars, soziale Unterschiede hat es immer gegeben. Aber die „Galaktiker“ der globalisierten Elite bilden eine neue soziale Qualität, genau wie die transnationalen Konzerne eine neue ökonomische und die letzte Supermacht USA eine neue politisch-militärische Qualität bilden. Sie leben in der Welt eines ständigen Mehr von geradezu astronomischen Größenordnungen; eine einzige Abfindung für einen „galaktischen“ Manager, ein einziger Werbevertrag für einen Star übersteigt das gesamte Lebenseinkommen eines Normalmenschen oft um das Hundert- oder gar Tausendfache. Die „Galaktiker“ haben sich gewissermaßen von der Durchschnittsmenschheit verabschiedet.

Sprecher:

Auf der anderen Seite nimmt ganz unten, draußen auf der Straße, das Gedränge der Niemande bedrohlich zu. Immer mehr Menschen werden aus dem Wolkenkratzer der Möglichkeiten unsanft hinausgeworfen und die Hinausgeworfenen, die Niemande aller Länder, drängen dorthin, wo draußen vor der Tür noch ein paar Notrationen verteilt werden. „Alle“, das ist jetzt fast schon eine Minderheit, die abschmelzende Mitte der Gesellschaft. Für diese gibt es jetzt wieder einen gemeinsamen Fahrstuhl – aber er fährt abwärts.

Sprecherin:

Wie lässt sich ein derart extremes soziales Auseinanderklaffen rechtfertigen? Es wird gesagt, wir hätten über unsere Verhältnisse gelebt. Aber wer sind „Wir“ und „Was“ sind unsere Verhältnisse? Es wird so getan, als ob es eine Anmaßung wäre, nach dem Sinn von Arbeit zu fragen oder überhaupt etwas vom Leben zu verlangen. In dreißig oder vierzig Jahren Arbeit gerade mal so viel zu ersparen, dass man sich ein Reihenhaus leisten kann – ist das bereits anormal? Und ist es normal, dass es Leute gibt, die den halben Planeten kaufen könnten?

Sprecher:

„Die Gesellschaft des Weniger“ geht immer noch einher mit einem ständigen Mehr an Produktivität. Es fehlt nicht an Wissen, es fehlt nicht an Technik, es fehlt nicht an Maschinen oder an Ressourcen, von denen unsere Vorfahren nicht einmal träumen konnten. Es ist nicht so, dass es einen begrenzten Kuchen von Gütern gibt wie vielleicht in der früheren Agrargesellschaft. Warum dann „alles“ bloß für ganz wenige; hingegen immer weniger für „alle“, und gar nichts mehr für die Niemande? Die „Galaktiker“ können gar nicht genießen und aufessen, was die gigantische Produktivität zu erzeugen vermag. Es geht auch überhaupt nicht um eine bloß subjektive Gier. Persönlich sind die „Galaktiker“ oft ganz bescheiden. Das Problem liegt woanders, wie der Ökonom Norbert Trenkle meint:

Norbert Trenkle

„Das Weniger der Vielen liegt also nicht am Mehr der anderen, sondern daran, dass Möglichkeiten der Produktion heruntergefahren werden, obwohl die Mittel dafür da wären. Also um im Bild zu bleiben: die Kuchenproduktion wird heruntergefahren, obwohl alle Mittel da wären, alle Zutaten, alle Maschinen, um mehr Kuchen zu backen, aber die Kuchenproduktion wird heruntergefahren, weil das Prinzip der Rentabilität nicht mehr erfüllt ist“.

Sprecherin:

Der Reichtum ist ein völlig abstrakter. Er besteht in der gespenstischen Bewegung des Geldkapitals, das sich verwerten muss. In den vergangenen Jahrzehnten wurden dadurch die Wolkenkratzer der Möglichkeiten geschaffen. Aber jetzt passt die gestiegene Produktivität nicht mehr durch das Nadelöhr des ökonomischen Imperativs. Das Kriterium der Rentabilität ist immer weniger zu erfüllen. Die Gesellschaft des betriebswirtschaftlichen Mehr an Gewinn kollidiert mit ihren eigenen Möglichkeiten. Für den gesunden Menschenverstand ist das widersinnig. Aber so sind unsere Verhältnisse.

Sprecher:

Früher hätte man gesagt: Das ist ein Fall für Gesellschaftskritik. Wenn unsere Möglichkeiten unsere Verhältnisse übersteigen, dann müssen wir eben die Verhältnisse verändern. Aber Gesellschaftskritik und Gesellschaftsveränderung – man könnte auch sagen: soziologische Phantasie – hatten seltsamerweise nur Konjunktur, als es mit dem großen Fahrstuhl noch aufwärts ging. Heute, in der allgemeinen Abwärtsbewegung, sind sie Fremdwörter geworden. Die ganz oben brauchen keine Kritik und keine soziologische Phantasie; die ganz unten draußen auf der Straße haben dafür keinen Atem und keine Möglichkeit mehr; und die im Aufzug starren auf die Stockwerk-Anzeige wie das Kaninchen auf die Schlange und erwarten jeden Moment, dass es auch für sie heißt: Erdgeschoss, alles aussteigen bitte! So werden nicht die Verhältnisse an die Möglichkeiten angepasst, sondern, genau umgekehrt, die Möglichkeiten an die Verhältnisse. Aber warum kann man die Verhältnisse nicht mehr verändern? Noch 1986 hatte Ulrich Beck in seiner „Risikogesellschaft“ die Chancen der individualisierten Lebenspläne auch als politische Machbarkeit gesehen:

Zitator:

Es ist ... die bewusste Gestaltung und Wahrnehmung der Handlungsspielräume, die die Moderne inzwischen erschlossen hat. Wo alles verfügbar, Produkt von Menschenhand geworden ist, ist das Zeitalter der Ausrede vorbei. Es herrschen keine Sachzwänge mehr, es sei denn, wir lassen und machen sie herrschen. Das bedeutet sicherlich nicht, dass nun alles so oder so gestaltet werden kann. Aber es bedeutet sehr wohl, dass die Tarnkappen der Sachzwänge abgelegt und deshalb Interessen, Standpunkte, Möglichkeiten abgewogen werden müssen.“

Sprecherin:

Die Soziologie wollte die Politik neu erfinden, so eine Formulierung von Ulrich Beck. Weiter reichte ihre Phantasie nicht. Inzwischen hat die Politik weitgehend abgedankt. Aber das ist nicht nur die Schuld der Politik und der Soziologie. Der Soziologe hat schon recht: Die Institutionen können nicht phantasievoller sein als die Gesellschaft, der sie angehören. Und diese Gesellschaft scheint vom ersten Manager bis zum letzten Arbeitslosen ihr Schicksal bedingungslos an blinde Marktkräfte ausgeliefert zu haben. Die Herrschaft der globalen Finanzströme ist keine persönliche, es ist, um einen Ausdruck der Philosophin Hannah Arendt zu gebrauchen, eine „Niemandsherrschaft“. Der vielzitierte „Investor“ ist gar kein leibhaftiger Mensch mehr, sondern eher ein anonymer Prozess, vollzogen von anonymen Institutionen. Die Niemandsherrschaft der Märkte macht die Menschen zu sozialen Niemanden. Ganz im Gegensatz zu den Hoffnungen auf eine Neuerfindung der Politik wird das als totaler Sachzwang erlebt. Ulrich Beck heute über die vorbildliche Akzeptanzhaltung jenseits des Atlantik:

Zitator:

„In den USA hat die Talfahrt der Kurse schon die Altersvorsorge einer ganzen Generation vernichtet. Doch die Amerikaner akzeptieren das eher als Freiheitsrisiko, das mit dem Kapitalismus verbunden ist“.

Sprecher:

Freiheit ist so ein blumiges Wort. Frei von Zukunftsangst sind wir jedenfalls nicht. Unsere Freiheit scheint darin zu bestehen, zwischen verschiedenen Möglichkeiten sozialer Unfreiheit auswählen zu dürfen. Wir haben eigentlich alles, aber wir können nichts mehr finanzieren. Unsere eigenen Ressourcen und Möglichkeiten weichen vor uns zurück wie im antiken Mythos das Wasser und die Früchte vor dem durstigen und hungrigen Tantalus. Irgendjemand hat der Mehrheit der Gesellschaft eingeredet, die Gesetze des Wirtschaftens wären Naturgesetze. Die Finanzmärkte haben einen Stellenwert angenommen wie das Wetter oder biologische Vorgänge. Noch gestern wussten die meisten Menschen nicht, was der DAX ist; heute halten sie ihn für einen ihrer Leberwerte.

Sprecherin:

Die individualisierten Bastler ihrer Biografie scheinen nicht mehr in der Lage zu sein, ihre eigenen Interessen zu vertreten. Den Gewerkschaften laufen die Mitglieder in Scharen davon. Der Kulturgeograph Werner Bätzing hat sich mit der Veränderung der sozialen Räume durch die Globalisierung beschäftigt und dabei neue Erkenntnisse der Sozialpsychologie bestätigt gefunden. Der neue Sozialcharakter, wie ihn Ulrich Beck einst optimistisch beschrieben hatte, erweist sich in der Krise geradezu als Persönlichkeitsstörung. Werner Bätzing:

Werner Bätzing

„Parallel zu den wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Veränderungen spielen sich auch wichtige persönliche Veränderungen ab, weil der Typ der Persönlichkeit sich in unserer Gesellschaft verändert gegenüber dem Typ, wie er noch in den 50er oder 60er Jahren vorhanden war. Psychologen und

Psychoanalytiker sprechen vom Typ der Borderline-Persönlichkeit, einer ganz bestimmten Störung, die für unsere heutige Gesellschaft typisch ist. Das sind Menschen, die auf den ersten Blick als ganz normal erscheinen, die aber von innen heraus ein Stück Beziehungslosigkeit, eine Beziehungsunfähigkeit haben, und dadurch, wegen dieser Beziehungsunfähigkeit zu sich, zu anderen Menschen, zur Arbeit, zur Welt insgesamt, wegen dieser Beziehungsunfähigkeit erfüllen sie die Ansprüche an die Flexibilität am allerbesten. Und das geht eine ganze Zeitlang gut, und irgendwann, das ist bei jedem einzelnen Menschen unterschiedlich, kommt dann eventuell der Zusammenbruch, und dann sind die Menschen überhaupt nicht mehr lebens- oder arbeitsfähig“.

Sprecher:

Schlechte Karten für die sozialen Autisten. Je enger die Spielräume werden, desto weniger lässt sich die Fiktion vom souveränen Ich aufrecht erhalten, während gleichzeitig der ideologische Konformitätsdruck zunimmt. Jeder soziale Widerstand wird als Todsünde gegen den Standort verteufelt. So stark erlebt die Gesellschaft den vermeintlichen Sachzwang, dass in den Medien eine bis in die Wortwahl einheitliche Kampagne für Sozialabbau, Lohnsenkung, Mehrarbeit und Opferbereitschaft läuft, als wären sie von einem allmächtigen Zensor gleichgeschaltet. Wo es kein Ventil mehr gibt, schlägt soziale Angst in Aggressivität um. Dazu noch einmal Werner Bätzing:

Werner Bätzing

„An dem Punkt, wo der Borderliner, diese gestörte Persönlichkeit, nicht mehr sein normales Leben aufrecht erhalten kann, die Welt, die reale Welt nicht mehr verleugnen kann, kommt irgendwann der Punkt, wo dann wahnsinnige Aggressionen freigesetzt werden und diese Aggressionen können entweder nach innen oder nach außen gehen. Die Wahrscheinlichkeit, dass sie nach innen gehen, dass sie also gegen einen selbst gerichtet werden, im Sinne von Depression

Die andere Form ist, dass man die Aggression nach außen wendet, und da gibt es, denke ich, zwei verschiedene Möglichkeiten, das eine Mal, dass die Aggressionen völlig diffus nach außen explodieren und irgendwelche Unbeteiligten, Nachbarn, Schüler oder sonst was davon betroffen werden, oder, der etwas häufigere Fall vielleicht, dass man ganz bewusst die Aggressionen gegen die noch sozial Schwächeren ableitet.

Sprecherin.

Solidarität ist heute genauso ein Fremdwort geworden wie Gesellschaftskritik. Durch die Medien geisterte die Figur des „Florida-Rolf“, des bundesdeutschen Sozialhilfebeziehers, der sich am Sonnenstrand angeblich einen Lenz macht auf Kosten der Allgemeinheit. Das ist Populismus auf unterstem Niveau. Alle wissen natürlich, dass hier ein Zerrbild gemalt wird, und dass die Sozialhilfeempfänger – zum Beispiel alleinerziehende Mütter – längst am Rande des Existenzminimums leben. Außerdem ist „Florida-Rolf“ nicht für die gültige Gesetzeslage verantwortlich. Aber es wird Stimmung gemacht, zum Beispiel von Philipp Mißfelder, dem 23-jährigen Vorsitzenden der Jungen

Union, der sich mit dem Vorschlag ins mediale Geschäft brachte, den über 80-Jährigen kein künstliches Hüftgelenk mehr zu genehmigen. Jeder Facharzt kann sagen, dass das nicht nur medizinisch unsinnig, sondern auch mit anderen, in der Regel höheren Folgekosten verbunden wäre. Aber
Gemeinheit scheint derzeit Konjunktur zu haben. Die Gesellschaft des falschen Weniger, die ihre Handlungsfähigkeit an die Niemandsherrschaft der Märkte abgegeben hat, ist eine buchstäblich kranke Gesellschaft. Sie kann die Fragen eines qualitativ bestimmten, sinnvollen Weniger nicht einmal mehr vernünftig stellen.

* * * * *